

Marek Prawda: Polen und seine Nachbarn - Erfahrungen, Probleme, Strategien
In: Matthias Theodor Vogt, Jan Sokol, Dieter Bingen, Jürgen Neyer, Albert Löhr (Hg.):
Der Fremde als Bereicherung. Schriften des Collegium PONTES Band V
Peter-Lang-Verlag Bern, Berlin, Bruxelles, Frankfurt am Main, New York, Oxford, Wien 2010
DOI 10.1696/cpV-2010-2

S.E. Marek Prawda
Botschafter der Republik Polen in der Bundesrepublik Deutschland

Polen und seine Nachbarn

Erfahrungen, Probleme, Strategien

Ich wurde gebeten, über polnische Erfahrungen nach dem Systemwechsel 1989 und nach dem EU-Beitritt im Jahre 2004 zu sprechen. Einen wichtigen Teil dieser Erfahrungen stellen die Beziehungen zu unseren Nachbarn dar. Manche von ihnen haben wir neu entdeckt und dadurch viel mehr über uns selbst gelernt. Die Geschichte Polens nach 1989 ist auch eine Geschichte der Neugestaltung der Nachbarschaftsverhältnisse.

Überwindung der Randlage

Ein historisches Problem Polens ist die Randlage. Viele Defizite in Wirtschaft und Politik erklärten wir uns traditionell damit, daß Polen keinen festen, eindeutig definierten Platz auf der politischen Bühne hatte. Damit hing das Gefühl zusammen, daß wir zu oft Spielball von Interessen anderer waren. Am Ersten Weltkrieg nahm Polen nicht teil, weil es bekanntlich damals als Staat nicht existierte. Nach dem Krieg fehlten aber zwei Millionen Menschen in den von Polen bewohnten Territorien. Auf den Soldatenfriedhöfen waren polnische Namen überdurchschnittlich präsent. Vor diesem Hintergrund wurde die Erwartung immer stärker, daß man politisch nicht mehr als Objekt, sondern als Subjekt agieren sollte. Um diesen Zustand zu erreichen, sei die Überwindung der negativen Folgen der peripheren Lage notwendig. Und die Befreiung von einem fatalistischen Dilemma, das sich aus der geographischen Lage zwischen zwei großen Nachbarn ergab: ›mit Rußland gegen Deutschland oder mit Deutschland gegen Rußland‹. Als wenn es anders nicht ginge. Es war ein Fluch der Geschichte, daß es häufig tatsächlich anders nicht ging. So wird in Polen die Mitgliedschaft in der NATO und in der EU als eine historische Chance angesehen, einen ›bestimmten‹ Platz auf der internationalen

Bühne zu bekommen und dort die Rolle eines ›Subjekts‹ zu spielen. Der EU-Beitritt wird unter zwei Gesichtspunkten betrachtet.

Zum einen erhoffen wir uns neue Modernisierungschancen für das Land. Wir sind Teil der Gemeinschaft und profitieren davon, was etwa in der Landwirtschaft besonders auffällt. Vor dem Beitritt lag die Akzeptanz der Bauern für die EU nur bei 24 %, kurz nach der Aufnahme in die Union stieg sie auf über 70 %. Nach fünf Jahren ist die Bilanz überaus positiv, was mit bloßem Auge zu sehen ist und in Umfragen seinen Ausdruck findet.

Zum anderen versuchen wir uns in der neuen Rolle international zu verankern. Wenn die Diagnose stimmt, daß die Folgen der Randlage in erster Linie zu beseitigen seien, dann müßte das Rezept für Polen wie folgt aussehen: Eine stärkere Anbindung an den Westen als Garantie gegen den Rückfall in die Peripherie; Gleichbehandlung der alten und neuen EU-Mitglieder; Ausdehnung des europäischen Zentrums nach Osten.

Aus der polnischen Sicht sind diese drei Aufgaben viel einfacher zu lösen, wenn die EU eine starke, auch politisch gut funktionierende Institution ist und wenn wir möglichst gute Beziehungen zu unserem direkten westlichen Nachbarn, Deutschland, haben. Alles andere wäre ›unlogisch‹. Aus dem Gesagten ergibt sich aber auch, daß das nicht automatisch geschehen kann, sondern an bestimmte Erwartungen gebunden ist. In dem Falle, daß sie nicht erfüllt werden, kommt es zu Mißverständnissen. Dazu zwei Beispiele.

Als wir auf dem Weg zur NATO und EU waren, dachten wir, wir träten einem homogenen Westen bei. Für uns gab es keine ›nur‹ europäische Wertegemeinschaft, sondern eine westliche, transatlantische. In diesem spezifischen Sinne war die EU als eine europäisch-amerikanische Koproduktion anzusehen. Deshalb überraschte es uns sehr, als wir immer wieder vor ein Dilemma - Brüssel oder Washington – gestellt wurden. Wir waren darauf nicht vorbereitet. Und als man - etwa im Jahre 2003 - die EU verstärkt als ein Gegengewicht zu Amerika definierte, und das in enger Verflechtung mit Rußland tat, machten wir uns sicherheitspolitische Sorgen. Zumal die Frage, ob Rußland universelle Spielregeln der Wirtschaft und politische Gewaltenteilung respektiere, die wichtigsten Europäer nicht sonderlich beschäftigte. Wenn eine neutralistische Grundstimmung den Ton vorgibt und von ›gleicher Nähe‹ zu Washington und Moskau die Rede ist, werden Osteuropäer unruhig. Manche schauen dann in Richtung Amerika, wofür sie Kritik ernten, ›sie seien zu wenig europäisch‹.

Aus der polnischen Sicht ist es wichtig, daß eine kooperative Balancepolitik gegenüber den USA nicht mit einer antagonistischen Politik gegen die USA verwechselt wird. Und daß wir die Einheit des Westens wiederherstellen. Nach den Wahlen in Amerika gibt es dafür bessere Chancen. Washington und Brüssel stellen sich die Frage, wie man nun Rußland – positiv – in die Zusammenarbeit einbinden kann. Rußland soll sicherlich nicht wie die ehemalige Sowjetunion behandelt werden.

Die Geschichte mit der Ostseepipeline war eine andere schwierige Erfahrung für Polen. In Rußland hatte man diese Pipeline vorgeschlagen, um, wie man sagte, keine unsicheren Transit-Länder am Hals zu haben. In Deutschland hat man mit dem Kopf genickt. Daraufhin haben wir uns gefragt, warum Polen als ›unsicheres Transit-Land‹ betrachtet werde. Schließlich waren wir doch gerade der EU beigetreten, um ein sicheres Transit-Land zu werden. Nimmt man die EU und die kollektive Verantwortung ernst, dann stimmt etwas nicht, wenn die Bundesregierung der russischen Argumentation unkritisch zustimmt. Wenn Polen mit dieser Pipeline umgangen wird, könnte unsere Energiesicherheit Schaden nehmen. Gerade Investitionsprojekte, die vom russischen Gas abhängig sind, werden gefährdet. Privatisierungspläne mancher Konzerne mußten bereits korrigiert werden. Hier stoßen wir in Deutschland auf Unverständnis, weil man es als polnische Überempfindlichkeit gegenüber Rußland ansieht. Richtig ist: Es ist kein Problem der Psychoanalyse, sondern der Kostenanalyse.

Die Wahrnehmung der Nachbarn

Es gibt eine Tendenz, polnische Probleme mit Geschichts-Traumata zu erklären und damit zu bagatellisieren. Dabei ist es nicht die historische Paranoia, die wir in die Gemeinschaft einbringen, sondern zum Beispiel einen Beitrag zur friedlichen Lösung der Krise in der Ukraine. Von der Diagnose des Ostens hängt direkt das Rezept ab. Es gibt manchmal Rezepte – ›Wir müssen die Flut der Arbeitnehmer stoppen‹, ›Es ist besser, Stabilität zu exportieren als Instabilität zu importieren‹ – die sogar verständlich erscheinen, dennoch nicht sehr ›partnerschaftlich‹ anmuten. Sie machen uns auf das Thema einer noch nicht abgeschlossenen mentalen Aufnahme des Ostens aufmerksam.

Wir sagen manchmal, daß das erweiterte Europa endlich mit zwei Lungen atmen kann. Das frühere Europa mit einer ›amputierten Lunge‹ ist keine Lieblingserinnerung der Polen. Deshalb freuen wir uns über das Zusammenwachsen beider Teile des Kontinents. Aber ganz besonders freuen wir uns darüber, daß sich nun Ost und West ihre Geschichten erzählen können. Nur so können wir uns einem neuen europäischen Selbstverständnis nähern. Zwei Lungen und aufmerksames Zuhören scheinen daher notwendige Voraussetzungen dafür zu sein, daß der andere kein – schwer zu fassender, mysteriöser – Fremder bleibt. Und darauf kommt es an, daß das Anderssein nicht automatisch Fremdheit bedeutet. Und wenn es uns gelingt, diese Barriere zu überwinden, stärken wir zugleich unsere Immunsysteme gegen schlechtere Zeiten, so daß wir bei manchen politischen Schwierigkeiten nicht automatisch in die Denkmuster von vorgestern zurückfallen.

Die Fremdheitsbarriere soll aber vor allem in praktischen Projekten abgebaut werden. Und sie betrifft erst recht unsere Nachbarn, die noch außerhalb der EU sind. Dieser Aufgabe versucht sich die polnische Regierung mit besonderer Verantwortung zu widmen.

Wenn ein Staat seine Institutionen und seine Wirtschaft verändern will, bemüht er sich in internationalen Allianzen mit demokratischen Werten zu verankern. Deshalb haben auch wir den Weg in die EU und NATO gewählt. Und aus dieser Erfahrung heraus werden wir möglicherweise immer ein besonderes Verständnis für unsere Nachbarn aufbringen, die einen ähnlichen Weg gehen. Auch die NATO-Mitgliedschaft kann als wirtschaftlicher Faktor angesehen werden, denn Investoren kommen in die Länder, deren Grenzen sicher sind und in denen sich die Menschen sicher fühlen.

Wir werden darüber hinaus mit höheren Erwartungen konfrontiert. Ich erinnere mich an eine Situation aus den 1990er Jahren, die das veranschaulichen kann. Da gab es gerade Unruhen in Weißrußland und wir erlebten eine Solidaritätsdemonstration vor dem Gebäude unseres Außenministeriums. Die in Warschau Protestierenden griffen unsere Solidarność-Regierung und den damaligen Außenminister Bronisław Geremek wegen Untätigkeit in Sachen weißrussischer Opposition an. Am selben Tag wurde uns von der russischen Seite Einmischung in die Angelegenheiten von Weißrußland vorgeworfen. Diese Erfahrung sollte dann zu unserem politischen Alltag werden. Unsere östlichen Freunde hielten uns vor, daß die Solidarność-Bewegung für sie eine wichtige

Motivation darstellte und daß sie folglich von dem ›Solidarność-Land‹ heute mehr als verbale Unterstützung erwarten sollten.

Als EU-Mitglied setzte sich Polen, zusammen mit Schweden, für die ›Östliche Partnerschaft‹ ein, eine Initiative zur Stärkung der Europäischen Nachbarschaftspolitik im Osten. Sie knüpft an Überlegungen an, die Grundlage für eine frühere deutsche Initiative, die Schwarzmeersynergie, waren. In beiden Fällen geht es darum, den Beziehungen der EU zu ihren östlichen Nachbarn neue Impulse zu verleihen. Unsere Nachbarn sollen an die EU schrittweise herangeführt werden, wobei es sich dabei vor allem um die Unterstützung bei inneren Reformen, Anpassung an die in der EU geltenden Rechtsstandards, den Aufbau demokratischer Strukturen sowie Förderung der Bürgergesellschaft handelt. Darüber hinaus werden wirtschaftliche und ökologische Programme unterstützt. Mit dem Projekt soll die Aufmerksamkeit der EU auf die Länder gelenkt werden, die ihren ›neuen Osten‹ darstellen: die Ukraine, Weißrußland, Moldau, die Kaukasus-Staaten: Aserbaidschan, Armenien und Georgien sowie – falls das erwünscht wird – Rußland (z.B. die Oblast Kaliningrad). Nach der Aufnahme der ostmitteleuropäischen Staaten hat die Union, sozusagen, ›ihren herkömmlichen Osten verloren‹, ohne sich auf die neuen Nachbarn eingestellt zu haben.

Nicht alle dieser Länder wissen schon jetzt, ob sie die EU-Mitgliedschaft überhaupt anstreben werden. Darum geht es ja auch nicht im Vordergrund. Wichtiger ist, daß sie, als unsere Nachbarn, mehr Chancen bekommen, die EU ›positiv‹ zu erleben. Daß sie sich nicht von vorneherein abgewiesen fühlen. Und daß sie, andererseits, gegen konfrontative Konzepte geimpft werden. Es lohnt sich immer, etwas kreativer zu sein, um der ›Logik der Mauer‹ vorzubeugen.

Der schlimmste Aspekt der Mauer besteht darin, daß sie in vielen Menschen eine Haltung von Mauernverteidigern entstehen läßt, daß sie ein Denken hervorbringt, in dem durch alles eine Mauer verläuft, die unsere Welt in Böse und Niedrige - die da draußen – und Gute und Höherstehende – die drinnen – einteilt, schreibt Ryszard Kapuściński in seinem Buch »Meine Reise mit Herodot«. Unsere Bedürfnisse nach Mauern, Grenzen und Verboten sind im Kommunismus hinreichend befriedigt worden.

Das bringt mich zur allgemeinen polnischen Erfahrung nach 1989: Wir waren auf der Suche nach unserer neuen Rolle und Identität. Und

wir machten die Erfahrung, daß man dabei die Nachbarn nicht vergessen darf, daß man sie in diese spezifische Aufgabe – die Beschäftigung mit sich selbst – von Anfang an einbeziehen sollte. Ich denke hier vor allem an unsere östlichen Nachbarn, die wir neu entdeckt und schätzen gelernt haben. Denn erst dann, im Gespräch mit ihnen und gelegentlich auch durch ihre Augen, können wir uns selbst definieren. Das ist eine unserer prägenden Erfahrungen nach dem Systemwechsel von 1989. Sie erinnert an die literarischen Reportagen Kapuścińskis über entfernte Völker, der uns damit genau das beibringen wollte: Man muß den anderen verstehen lernen, um sich selber zu verstehen. Sein gesamtes Werk gleicht dem geduldigen Aufstellen kultureller Spiegel der anderen. In diesen Spiegeln sollen wir uns selbst – ohne Schminke – betrachten.

Friedliche Revolution und europäisches Gedächtnis

Es gab auch andere Begegnungen mit den Nachbarn, die uns auf dem Weg in die Freiheit begleitet hatten. Im August und September 1989 hatten wir in Warschau fast 6.000 Flüchtlinge aus der DDR, die auf Umwegen, über die Botschaft der Bundesrepublik, in den anderen deutschen Staat gelangen wollten. Polen hatte keine Grenze zum Westen, dafür aber die erste nichtkommunistische Regierung in der Region. Sie wurde vor eine erste außenpolitische Probe gestellt: Wie erfüllt man eine humanitäre Pflicht, ohne die Regierungen der Nachbarstaaten zu provozieren und zugleich eine historische Chance für sich selbst und für die Region zu verspielen? Die ›illegalen Besucher‹ aus der DDR wurden in Ferienheime der Gewerkschaft Solidarność sowie Einrichtungen der Kirche einquartiert. Die Ostberliner Presse bezichtigte uns unterdessen der Einmischung in die inneren Angelegenheiten der DDR. Und natürlich bezeichnete man uns als amerikanische Agenten. Manche Staatsmänner in der Region machten sich auf den Weg, um uns ›brüderliche Hilfe‹ zur Rettung des Kommunismus zu leisten. Je mehr wir uns in Selbstbeschränkung übten, desto unruhiger wurde die Presse im Westen: »Die Polen, als notorische Unruhestifter und unheilbare Rebellen bekannt, machen sich zu früh an die Demontage des Kommunismus. Sie werden sich selbst und halb Europa in die Luft sprengen«, hieß es.

In dieser ›idyllischen‹ Atmosphäre standen wir mit unserem Flüchtlingsproblem und mit der ein wenig komplizierten Freiheit da.

Auch nicht im Traum wäre uns damals eingefallen, daß die Geschichte so bald ein glückliches Ende nehmen würde. Die Berliner Mauer fiel. So kam die polnische ›Unruhestifterei‹, die eigentlich schon 1980 begann, auch den deutschen Nachbarn zugute. Und wir Polen haben von den deutschen Nachbarn, vor allem nach 1981, während des Kriegsrechts, eine einmalige Solidaritätswelle erfahren, die wirklich die Massen erfaßte. Dies gibt den Polen und Deutschen eine Gelegenheit, im Jahre 2009 eine gemeinsame, diesmal optimistische Geschichte zu erzählen. Vor allem darüber, daß die Mauer nicht von alleine gefallen ist, sondern daß dem politischen Umbruch von 1989 eine faszinierende Geschichte der Oppositionsbewegungen in unserer ganzen Region vorausging.

Es ist auch eine Geschichte darüber, wie man eine autoritäre Macht ideologisch zu entwerfen suchte. Deshalb sollten wir unsere national-heroische Betrachtungsweise überwinden und – viel mehr – das Gemeinschaftsgefühl von damals wieder aufleben lassen. Da waren Adam Michnik in Warschau und Václav Havel in Prag mit ihrem Konzept der ›Antipolitik‹ – einer auf Werte statt Parteipolitik bezogenen Basisdemokratie. Da war in der DDR Freya Klier mit einem berühmten Zitat: »Freiheit ist immer Freiheit der Andersdenkenden«. Da waren viel früher mutige Dissidenten aus der Sowjetunion. Viele in der Region haben sich gegenseitig gestärkt und begonnen, ein Wir-Gefühl zu entwickeln. Und genau das ist die Geschichte, die wir uns mit den Nachbarn im Jubiläumsjahr erzählen sollen. Wie sonst wollen wir ›das Friedliche‹ der friedlichen Revolution erklären?

Und wenn die friedliche Revolution Eingang in das europäische Gedächtnis findet, bekommen wir eine wichtige Grundlage für unsere europäische Politik. Nicht nur Gas oder Öl besitzen die Eigenschaft, Menschen zusammenzuhalten, sondern auch gemeinsame Werte.

20 Jahre nach dem Systemwechsel sind wir aber auf neue nachbarliche Geschichten neugierig. Wir werden zum Beispiel unseren westlichen Nachbarn erzählen, wie sehr sich unser Land verändert hat und daß sie einen großen Anteil daran haben. Und daß wir das nicht vergessen haben. Ein Bürgermeister einer deutschen Grenzstadt wird uns erzählen, daß man vor über 20 Jahren heftig protestierte, als die Polen dort alles ›aufkauften‹. Jetzt schimpfen seine Leute mit ihm, wenn er zu wenig tut, um polnische Kunden anzulocken. Ein polnischer Unternehmer aus Posen erzählt uns über seine Firma, die er – auf Grund der billigeren Arbeitskräfte – in

Pasewalk ansiedelt. Eine deutsche Autorin wird uns erzählen, daß in Polen derzeit die interessantesten Diskussionen über den gegenwärtigen Zustand der Gesellschaft nicht von Geisteswissenschaftlern, sondern in der Kunstszene geführt werden. So werden junge Maler - überraschend - als Fremdenführer in einer neuen Welt anerkannt. Sie zeigen uns, was mit dem Menschen in einer Zeit des Wandels seiner sozialen Bindungen geschieht. Auch das gehört zur Bestandsaufnahme der geistig-kulturellen Veränderungen der letzten 20 Jahre.

Welche Nachbarschafts-Geschichten gibt es sonst zu erzählen? Wir fragten einmal den ukrainischen Schriftsteller Juri Andruchowytch: »Was können wir für euch Ukrainer tun?« Er erwiderte: »Nur eins. Sagt denen im Westen, daß es uns auch gibt«. In der Tat: Es kommt ja schließlich darauf an, daß wir wirklich neugierig aufeinander werden. Wie vor 20 Jahren.